

Ruhr-Universität Bochum: Germanistisches Institut  
Übung Neuere deutsche Literaturwissenschaft  
**„Schreibwerkstatt“**  
Sommersemester 2005  
Dozentin: Dr. Susanne Knoche

# **Bei der Schwester im Kräuterparadies**

Barbara Pastusiak  
Barbara.Pastusiak@rub.de  
FS 04, B.A.

Mein Text bezieht sich auf Christian Krachts Reisebericht: Mit meiner Mutter im Eastern & Oriental Express. Bangkok – Singapur, 1999. In: Kracht, Christian: Der gelbe Bleistift. 3. Aufl., München 2004. S. 77-84.

Er soll eine Variation dieses Bezugstextes darstellen, indem daraus entnommene Textpassagen in leicht abgewandelter Form an einigen Stellen in meine eigene, neue Erzählung eingearbeitet wurden.

### **Bei der Schwester im Kräuterparadies**

*Es gibt Tage hier in São Paulo, da hängen der Lärm und die drückende Schwüle wie eine Decke in der Luft, die jeden Atem erstickt. Draußen ist es dreiundvierzig Grad heiß, und alle in der Stadt stöhnen und setzen sich vor ihren geöffneten Kühlschränke und löffeln Mango-Eis, insofern sie ersteren, letzteres oder gar beides überhaupt besitzen. Sogar die Straßenhunde können sich nicht bewegen. Sie liegen japsend im Schatten, zu erschöpft, um zu kläffen. Allein die Straßenkinder in den Favelas, die trotz allem ihr Lachen behalten, kicken weiterhin ihre Blechdosen zwischen den Bretterhütten hin und her. An solch einem Tag machten wir uns auf den Weg zur Irmã Cecilia.*

Alles, was wir unter normalen Bedingungen noch zu tun willig gewesen wären, war einen Eiskaffee schlürfen und sich in einen eiskalten Pool gleiten lassen. Doch nach einem langen Vor- und Nachmittag mit Kindern in einer brasilianischen Tagesstätte, ausgefüllt von Blinde-Kuh-Spielen, Babys-in-den-Schlaf-Schaukeln und Breireste-von-Tellern-Spülen, boten sich uns solche Möglichkeiten leider nicht. An ein Nickerchen war ebenfalls nicht zu denken, obwohl uns die Nacht mal wieder mit ihrer Kälte den Schlaf geraubt hatte. Statt dessen verdrängten wir diese fatahmorganaartig kurz aufblitzenden Tagträume, kletterten in einen der alten VW-Busse, deren Fahrgeräusche besorgniserregend defekten Rasenmähern ähnelten, quetschten uns auf den staubigen Sitzen eng aneinander, wodurch der Schweißfluss wieder ein wenig mehr erhöht wurde, und machten uns auf den Weg zu einem Besuch der besonderen Art.

Brasilien ist für die Gastfreundschaft seiner Einwohner gegenüber jedermann sicher berühmt, doch die Herzlichkeit selbst der Ärmsten der Armen überraschte und beeindruckte uns trotzdem immer wieder außerordentlich. Diesmal führten uns die holprigen Feldwege und schlaglochgespickten Autobahnen, auf denen man nicht selten einem Eselskarren begegnet, zu einer Insel der Ruhe und Kühle inmitten der städtischen Alltagshektik. Wir ließen unser Auto vor dem Schild, das uns den Eingang des Konvents verriet, am Straßenrand zurück und klingelten an einer kleinen Schelle, die an der hohen, mit aufgestellten Glassplittern versehenen und nur grob verputzten Mauer versteckt war. Wenige Augenblicke später öffnete

uns eine kleine, in Ordenstracht gekleidete Frau das Eisentor, die ihr Kommen bereits durch sich näherndes, fröhliches Trällern angekündigt hatte. Sie lachte, indem sie die Augen zusammenkniff und eine Reihe strahlender Zähne entblößte, und deutete mit einer ausladenden Geste an, uns alle auf einmal zu umarmen, und dann tat sie dies auch tatsächlich, jedoch der Reihe nach. Mit lauter, herzlicher Stimme und vielen Worten, von denen ich aufgrund meiner kläglichen Portugiesischkenntnisse zwar nicht viel übersetzen konnte, jedoch alles durch ihren Klang verstand, hieß sie uns willkommen und bat uns herein.

Ein kleiner Pfad führte uns zum Haus hin, welches ein einfacher, schlichter Backsteinbau war. *Es war schön im Inneren des Gebäudes. Es war vor allem – kühl.* Wir durchquerten es mit auf den Fliesen klackernden Schritten schnell und standen nun unter gewölbten Decken auf einer Art langer Terrasse, zwischen deren Pfeilern bunte Hängematten sanft schaukelten und die den Blick in den im Innenhof liegenden Garten freigab.

*Grün war alles, endloses Grün, zerteilt von Licht.* Unsere Sinne vergaßen auf der Stelle den Straßenlärm und -staub, die wie aus einer anderen Welt zu stammen schienen, und wir atmeten begierig den Duft der verschiedensten, prachtvollen Blumen ein. Durch ein Meer von Pflanzen und Beeten schlängelten sich Pflasterwege, an deren Seiten Palmen wuchsen. Ein Papagei namens Rivaldo – Sie lachen, aber die Brasilianer haben einen Hang dazu, ihre Kinder, Haustiere und sonstige Lieblinge nach Fußballstars zu benennen – machte sich scheinbar über unsere großen Augen lustig, indem er laut schnarrend in seinem Käfig, der an einem Haken parallel zur Hauswand baumelte, herumwippte. Sprachlos und selig lächelnd bahnten wir uns also rasch einen Weg durch die Idylle, um barfuß in einem Brunnen zu plantschen, eine Orange zu probieren und uns schließlich auf einer der Bänke ausgestreckt von der Sonne verwöhnen zu lassen, die für uns plötzlich ihre Qualen verloren hatte.

Nachdem wir es uns so eine Weile hatten gut gehen lassen, wurden wir zurück ins Haus gerufen, wo man uns nun in das schon zuvor angekündigte, beeindruckende Steckenpferd der Irmã Cecilia einführen wollte. Gespannt betraten wir einen fensterlosen, an Boden und Wänden nur grob verputzten, aber durch einen an der Decke surrenden Ventilator angenehm temperierten Raum. An seiner Längsseite zog eine Front von riesigen Metallregalen sofort den Blick auf sich, da sie über und über beladen und voll gestopft waren mit wohl Tausenden von kleinen Holzkisten, in denen sich wiederum kleine Papiertütchen befanden. Jede der Kisten zierte ein mit sorgfältiger Schrift aufgemaltes Wort wie ARNICA, MARACUJA, ABACATE, LIMÃO oder ALFALFA, die sich wahrscheinlich nur die Schwester selbst merken konnte. Während wir uns noch fragten, was all das zu bedeuten hatte, betraten auf leisen Sandalen weitere Schwestern des Konvents das Zimmer und begrüßten uns strahlend.

*Sie hatten ausgemacht schön gebräunte Haut, am Haaransatz waren ihre Haare von der Sonne ausgebleicht, und sie sahen alle aus, wie nur Brasilianer aussehen können: Kerngesund.* Umso erstaunter waren wir, als Irmã Cecilia selbst nun mit vor Begeisterung glänzenden Augen erklärte, dass sie hier eine Art Krankenstation betrieb. „Schauen Sie, ich zeige Ihnen, wie es funktioniert“, rief sie, schnappte sich einen meiner Begleiter und tippte ihm mit einem Metallstab, der stark an eine Stimmgabel erinnerte, jedoch kein A summt, auf die Brust. Dabei wies sie ihn an, seinen Finger auf Bilder bestimmter Körperteile zu legen, die sie ihm in einem Buch zeigte. Ein zweiter Helfer musste nun versuchen, die mit aller Kraft zu einem O zusammengepressten Zeigefinger und Daumen der Schwester auseinanderzuziehen. Glücklicherweise gelang ihm dies nicht, denn sonst, flüsterte man uns zu, sei der arme Untersuchte mit großer Wahrscheinlichkeit an genau dem Körperteil erkrankt, dessen Abbildung er gerade berührte. Und in dem Fall würde man ihm einen der vielen Tees zubereiten, deren Kräuter selbst gepflückt, getrocknet und in den Regalen alphabetisch und nach ihrer jeweiligen Wirkung geordnet lagerten, um ihn von seinem Leiden zu heilen. Ganz einfach also.

Diese verblüffende Präsentation der sagenumwobenen Naturheilkunst, durch die Irmã Cecilia sich bereits in den Favelas der Umgebung einen Namen gemacht hatte, bewog uns nicht nur zu ehrfürchtiger Bewunderung ihres Wissens, sondern wir hatten überdies auch großen Hunger bekommen. Auf der Terrasse wurde eine lange Tafel aufgestellt, der Grill begann zu rauchen und ein junger, langhaariger Mann mit blondem Bart griff nach deutscher Pfadfindermanier sofort zur Gitarre. Die Brasilianerinnen reagierten erfreut mit lautem Mitsingen und dann duftete es auch schon nach Grillfleisch an Spießern, es wurde Skat gespielt, wir tranken Bananenschnaps und lachten und erzählten uns abenteuerliche Geschichten, von denen oft nicht mal die Hälfte wahr war. Erst als es schon dunkel geworden war und einige aus der Runde nur noch mit Mühe die Augen offen halten konnten, nahmen wir umarmungsreichen Abschied und drängelten uns auf die Rückbank des alten Bullis, der qualmend und knatternd anfuhr. *Draußen zogen ein paar erleuchtete Bretterhütten vorbei, man konnte sehen, wie eine Familie ihr Abendessen zubereitete.* Vorbei an Pflanzungen mit Zuckerrohr, Sonnenblumenfeldern und Plantagen voller Orangenbäume, so weit der Blick reicht, rumpelten wir zurück zu unserer Unterkunft. Und dann fand ich am nächsten Morgen in meiner kleinen, gewebten Umhängetasche, die ich bei einem der zahlreichen Händlerstände am Straßenrand gekauft hatte, eine kleine Tüte Tee mit der Aufschrift AÇAFRÃO – ich weiß zwar bis heute nicht, was es bedeutet, doch ich habe mich noch nie so gut gefühlt.